



## Vorwort

Wie reichhaltig und bunt die Kinderliteratur der DDR einst war, wie viele ganz unterschiedliche Kinderbuchklassiker damals entstanden sind, zeigte sich bereits im ersten Sammelband der schönsten Kindergeschichten: »Erzähl mir vom kleinen Angsthasen«, herausgegeben anlässlich des 60. Geburtstags des KinderbuchVerlags im Jahr 2009.

Natürlich konnte diese Anthologie mit 24 Geschichten nur einen Querschnitt darstellen und nur im Ansatz die Bandbreite des damaligen künstlerischen Schaffens widerspiegeln. Und so schön das Schwelgen in Erinnerungen beim Lesen dieses Bandes für viele sicherlich war, so mag doch der eine oder andere Leser seinen ganz persönlichen Helden der Kindheit vermisst haben.

Aus diesen Gründen ist ein zweiter Sammelband entstanden, mit 23 weiteren der schönsten Kindergeschichten, die einst in der DDR erschienen sind. Ob Franz Fühmann, Peter Abraham, Alfred Könner und Gerhard Holtz-Baumert, Konrad Golz, Bernhard Nast und Manfred Bofinger – wieder sind bedeutende Autoren und Illustratoren vertreten, die die Kinderbuchszene maßgeblich prägten. Und natürlich dürfen auch diesmal große Künstler wie Benno Pludra, Werner Heiduczek, Ingeborg Meyer-Rey, Elizabeth Shaw und viele andere nicht fehlen.

Ob das Schmutzkind Moritz oder der Räuberhase, das neugierige Entlein oder der Hahn Krawitter – in dieser Anthologie finden

sich zahlreiche vertraute Geschichten und Figuren, die unzählige Menschen durch ihre Kindheit begleiteten. Einige der enthaltenen Geschichten sind als Einzelbände vergriffen, was die Wiedersehensfreude sicherlich umso größer macht. Denn die Kraft von guten Geschichten und außergewöhnlichen Bildern hält, zum Glück, oft ein Leben lang.

*Corinna Schiller*

Hannes Hüttner

# Pommelpütz

mit Bildern von Konrad Golz



Es waren einmal drei kunstreiche Schlosser namens Peter, Paul und Pommelpütz. Sie konnten alles reparieren, was auf der Welt nur entzweiging, und sie waren so flink, sie hätten eine Lokomotive unter der Fahrt repariert oder einen Wecker, während er klingelte. Das kam, weil sie alle drei goldene Hände hatten.

Sie arbeiteten zusammen in einer Stadt, darin war die Luft dicker als anderswo, und an jeder Ecke roch es nach etwas Besonderem: hier nach Vanillepudding und dort nach Essig. Wenn die Leute wissen wollten, wo sie waren, brauchten sie nur die Nase in die Luft zu stecken und zu schnupern. Wo es nach Veilchenparfüm roch, dort war der Veilchenplatz, wo die Luft mit Baldrian getränkt war, lag die Katzengasse, und wo es einem spitzig und scharf in die Nase fuhr, dass jeder gleich niesen musste, dort war die Wohlbekomms-Straße. Diese Stadt hieß Schnupperstadt.

Nach Schnupperstadt fuhren die Hunde in die Ferien. Dort gab es Gerüche, wie sie in der ganzen Welt sonst nicht vorkamen. Hunde aber lieben Gerüche.

In Schnupperstadt führten Rohre von Haus zu Haus, die meisten Rohre liefen in einem weiß gestrichenen Bau zusammen. In diesem Bau saß Icksviertausend und machte aus gewöhnlicher Luft dicke Luft. Die dicke Luft brauchte man, um daraus Seife und Benzin, Gewebe und Plaste und wer weiß noch was alles herzustellen.





Icksviertausend war ein Automat: Er brummte bei der Arbeit vor sich hin und zwinkerte dazu mit seinen dreißig Leuchtaugen.

Schlimm war es nur, wenn er aufhörte zu brummen und nur noch ein einziges seiner Augen leuchtete, nämlich das rote Auge, das »Stillstand« bedeutete. Dann hätten ihr mal sehen sollen, wie die Schnupperstädter von allen Seiten gerannt kamen und nach Peter, Paul und Pommelpütz riefen!

»Jungs!«, schrien sie, »wir machen gerade ein Mittel gegen das Unkraut. Wenn wir nicht sofort dicke Luft bekommen, dann wächst das Unkraut im ganzen Land meterhoch!«

Peter, Paul und Pommelpütz schraubten dann ohne viel Federlesens den Icksviertausend auseinander.

»Na«, sagte Peter, »ich kann mir schon denken, was es ist!«

»Ich möchte wetten, es ist das Gleiche wie beim letzten Mal!«, sagte Paul.

Und wenn sie dann den Icksviertausend in seine Einzelteile zer-

legt hatten, sagte Pommelpütz: »Natürlich – es ist wieder der Kolbenring!«

Von diesen Ringen, die so groß waren wie ein Suppenteller und so schmal wie ein Bleistift, hatten sie eine ganze Kiste voll, weil die Ringe immer wieder zersprangen.

Peter, Paul und Pommelpütz reparierten den Schaden im Handumdrehen, aber sie wussten schon: Auch der neue Ring würde nicht lange halten. Und das ist kein gutes Gefühl für drei Schlosser mit goldenen Händen.

In Schnupperstadt wohnten auch drei Professoren und Erfinder. Peter, Paul und Pommelpütz grüßten sie immer höflich, denn es waren sehr kluge Leute. Einmal aber, als sie den Icksviertausend wieder repariert hatten, fragten sie den ersten Erfinder, ob er nicht etwas erfinden könnte, damit Icksviertausend nicht dauernd seinen Ring zerbräche?

Der erste Erfinder lächelte traurig und sagte: »Liebe Freunde, ihr glaubt ja nicht, was wir noch alles erfinden müssen! Der zweite Erfinder erfindet gerade ein Benzin, von dem ein Liter genügt, um zum Mond zu fliegen, der dritte Erfinder ist hinter dem Lebenswasser hinterher, das alle Krankheiten heilt, ich selbst, der erste Erfinder, denke über einen Leim für Kinder nach, die in der Schule nicht still sitzen können – lauter wichtige Dinge! Wir haben zu wenig Zeit!«

Peter, Paul und Pommelpütz sahen sich an, aber da kamen schon wieder die Schnupperstädter gerannt und riefen: »Kinder, wir machen gerade ein Pulver, davon werden die Kartoffeln zweimal so groß – und nun ist der Icksviertausend wieder kaputt!«

Am Abend dieses Tages aber packte Pommelpütz seinen Ranzen. »Morgen geh ich auf Wanderschaft«, sagte er. »Mir ist dieser Icks-viertausend über.«

Die anderen beiden redeten ihm zu, aber Pommelpütz ließ sich nicht halten. Als er am nächsten Tag Schnupperstadt verließ, saß dort, wo es schon nach Gras und Blumen zu riechen begann, ein freundliches junges Mädchen am Wegrand, das war eine Fee. Sie strickte aus Gedankengarn eine Geschichte. Gerade als Pommelpütz vorbeikam, fiel ihr eine Masche herunter.

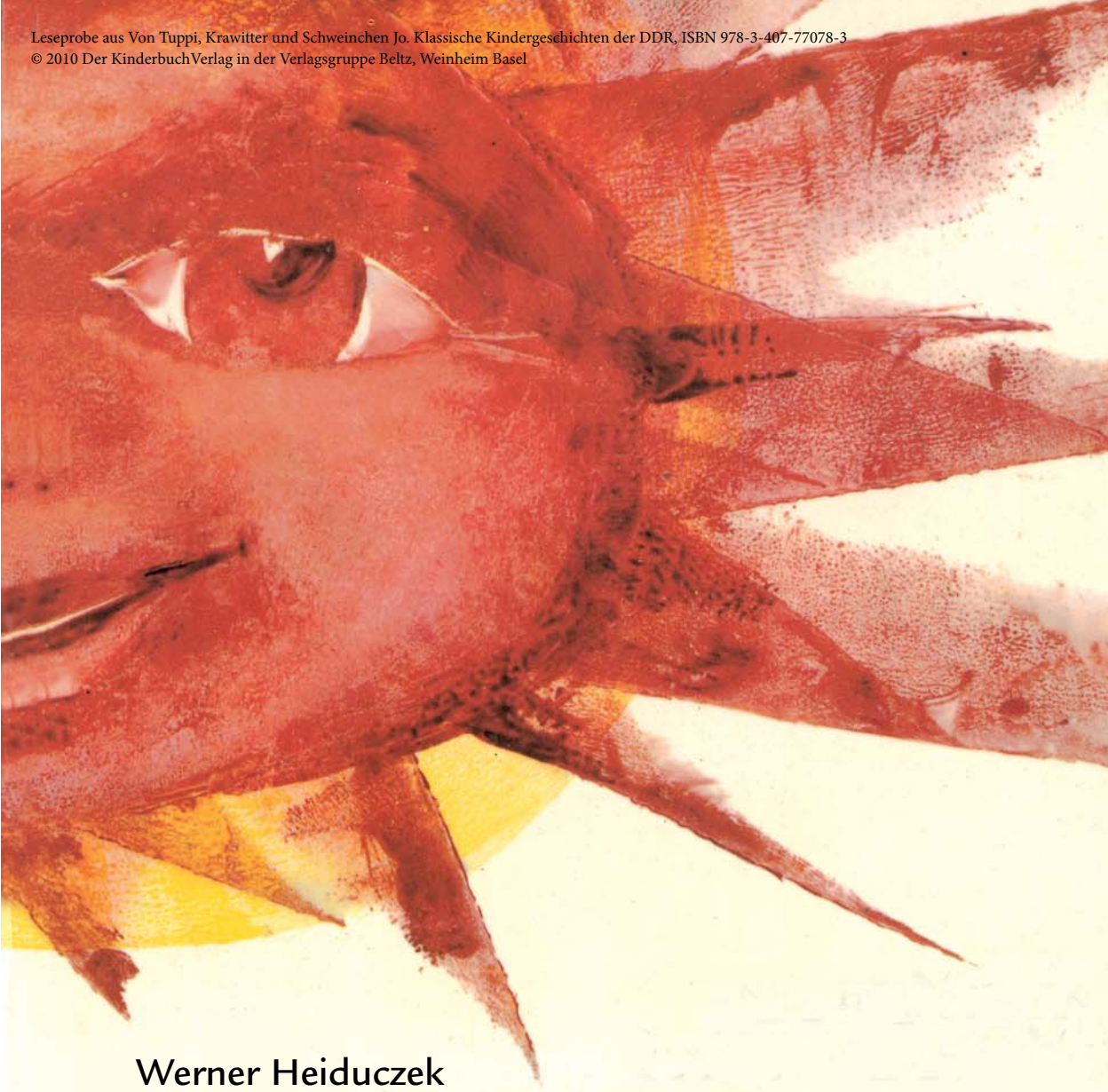
Er sprang hinzu und hob sie auf.

Die Fee bedankte sich. »Pommelpütz«, sagte sie, »weißt du, wozu der Kopf nötig ist?«

»Natürlich«, sagte Pommelpütz, »den Kopf hat man, damit links







Werner Heiduczek

# Der kleine hässliche Vogel

mit Bildern von Wolfgang Würfel





Es war einmal ein kleiner Vogel. Er war hässlich. Noch hässlicher als schmutziger Schnee. Er saß allein auf einem Baum. Der war alt und hatte keine Blätter mehr. In den schönen, grünen Baumkronen saßen die anderen Vögel. Und wenn der kleine Vogel zu ihnen wollte, da gab es großes Geschrei. Er war wirklich ein hässlicher Vogel. Selbst die Hunde liefen fort, wenn sie ihn sahen.

So saß er allein auf seinem Baum, und manchmal weinte er und sagte: »Ach, wäre ich doch ein schöner Vogel. Wenn man hässlich ist, ist das Leben hässlich. Und wenn man schön ist, ist das Leben schön. Ach, ich armer, hässlicher kleiner Vogel.«

Aber er sagte es ganz leise. Denn niemand wollte ihn hören. Nur nachts, wenn die anderen Vögel schliefen, machte er den Schnabel auf und sang ganz leise, damit er die anderen in ihren Nestern nicht weckte. Und das klang so schön, dass die Gräser unter dem alten Baum sich im Schlaf hin- und herwiegen und dass die Sterne die Wolken fortschoben und zu ihm hinabschauten. Der Mond aber jammerte und sagte: »Ach, was für ein Unglück. Warum bin ich gerade jetzt nur halb. Einen so schönen Vogel habe ich noch nie gehört.«

Und er blieb stehen und wollte gar nicht weiter über den Himmel gehen und sagte immerfort: »Was muss das nur für ein

schöner Vogel sein, wenn der so schön singt. Nein, so ein schöner Vogel.«

Es war ein alter Mond. Und deswegen sagte er immer dasselbe. Aber der kleine Vogel hörte es gern. Und weil so viel Freude in ihm war, sang er noch schöner. Die beiden verstanden sich ganz gut. Der Mond und der Vogel. Ich glaube, sie liebten sich. Wenn der Mond fortging, wurde der kleine Vogel ganz stumm. So eine Sehnsucht hatte er.

So kam es, dass die Sonne den kleinen Vogel nie hören konnte. Und sie hätte ihn so gern gehört. Denn wenn der Mond ihr für kurze Zeit begegnete, erzählte er, was für einen schönen Vogel er doch gehört hätte. Er erzählte jeden Tag dasselbe. Er war wirklich ein alter Mond.

Die Sonne aber wurde von Tag zu Tag trauriger. »Ach, wäre ich doch keine Sonne«, sagte sie. »Ein Mond hat es viel besser.« Und wenn sie sich für den Tag schön machte, sah sie in den Spiegel und sagte: »Was nützt mir all die Schönheit, wenn ich das Lied nicht hören kann. Ich werde sterben und habe den kleinen Vogel nicht gehört.«

Und weil die Sonne traurig war, war auch der Tag traurig. Er wickelte sich in nassen Nebel und nieselte vor sich hin. Und weil der Tag traurig war, waren auch die Bäume traurig und die Häuser und die Vögel und die Drähte und die Antennen. Es war überhaupt eine traurige Welt.

So konnte es nicht weitergehen. »Flieg durch die Wolken«, sagten die Vögel zum Habicht, »und frag die Sonne, was los ist. Schließlich ist Sommer. Und wenn Sommer ist, ist Sommer. Und

da hat sie sich daran zu halten. Wie sollen unsere Jungen fliegen lernen, wenn sie solche verrückten Sachen macht. Nein, so was. Was die sich nur denkt?»

Und der Habicht flog durch die Wolken und fragte die Sonne: »Was ist mit dir los? Schließlich ist Sommer. Und wenn Sommer ist, ist Sommer. Wie sollen unsere Jungen fliegen lernen, wenn du solche verrückten Sachen machst?»

»Ach«, sagte die Sonne. »Ich habe ein krankes Herz und werde sterben.«

»Ja, ja«, sagte der Habicht und machte ein trauriges Gesicht. Denn er war ein kluger Habicht und dachte, wenn die Sonne jammert, muss ich mitjammern, das schmeichelt ihr, denn sie ist eine schöne Sonne.

»Wenn ich sterbe, müsst ihr auch sterben«, sagte die Sonne.

»Ja, ja«, sagte der Habicht. Und sein Gesicht war noch trauriger. Was für ein dummer Habicht, dachte die Sonne. Dem macht das Sterben nichts aus. »Aber ich will nicht sterben«, sagte sie.

»Ich auch nicht«, sagte der Habicht, »meine Jungen können noch nicht fliegen.«

»Was redest du dann so dummes Zeug«, sagte die Sonne.

Und der Habicht sagte: »Ja, ja. Was rede ich nur für dummes Zeug. Entschuldige, ich bin ein dummer Habicht. Lassen wir also das Sterben, und machen wir wieder unsere Arbeit. Mach du den Tag schön, und wir wollen unsere Jungen fliegen lehren.«

»Das kann ich nicht«, sagte die Sonne. »Mein Herz ist krank und meine Sehnsucht zu groß. Ich muss







den kleinen Vogel singen hören. Dann kann ich wieder den Tag schön machen.«

»Wenn's weiter nichts ist«, sagte der Habicht.

»Ach, wie willst du es wohl besorgen?«, sagte die Sonne. »Du kannst ja selber nicht einmal singen. Alle Mäuse laufen in ihre Löcher, wenn sie dich schreien hören. Wie willst du das wohl besorgen?«

»Lass mich nur machen«, sagte der Habicht, »wenn die Erde sich einmal gedreht hat, hörst du den kleinen Vogel singen.«

Und er flog durch die Wolken zurück und rief alle Vögel, und sie machten eine Versammlung. Auch der kleine Vogel kam. Denn er dachte: Es muss wohl eine wichtige Versammlung sein, wenn sie von überall herkommen, vom Wald und vom Fluss, von den Bergen und vom Meer, vom Feld und vom Sumpfgras. Da darf ich



Anne Geelhaar

# Der Schneemann sucht eine Frau

mit Bildern von Erich Gürtzig

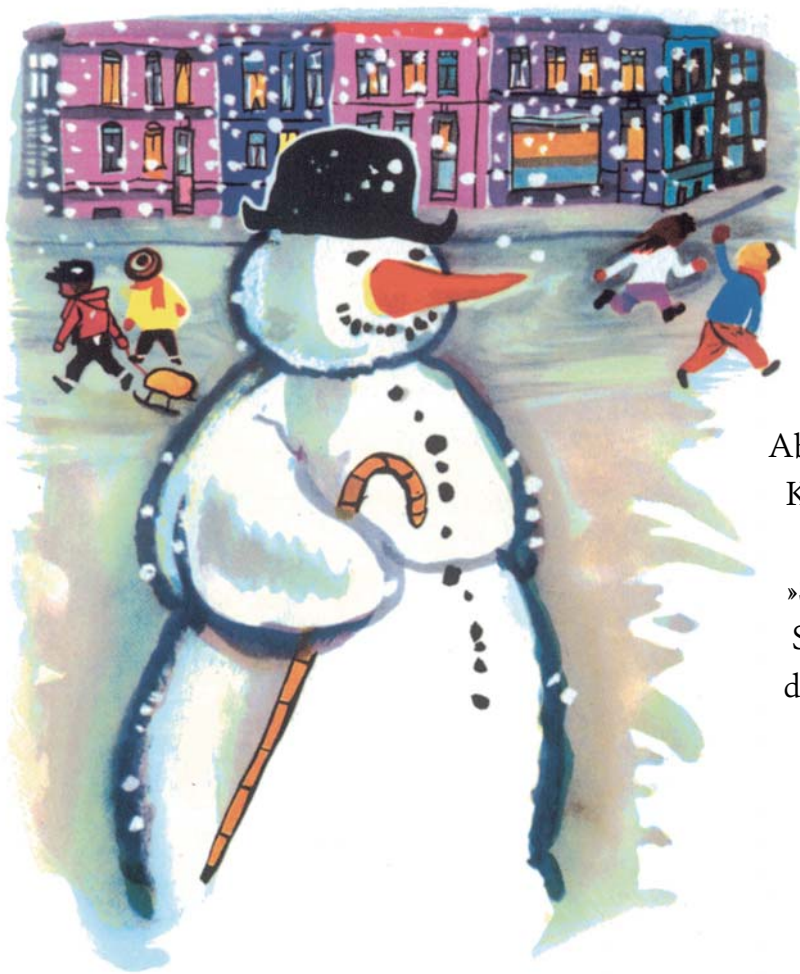


Es war die Zeit zwischen Winter und Frühling. Die Sonne stand jeden Morgen etwas früher auf. Auf den Feldern guckten schon die ersten grünen Halme aus der Erde. Doch am Nachmittag hatte es noch einmal geschneit. Dicke, weiße Flocken waren durch die Straßen gewirbelt, und die Kinder hatten auf dem Platz vor der Schule einen Schneemann gebaut.

Das war ein strammer Kerl geworden mit einem großen, runden Kopf und einer lustigen, langen Nase. Er gefiel den Kindern sehr.

Doch kaum hatten sie ihm einen Hut aufgesetzt und einen Spazierstock unter den Arm gesteckt, da flammten die Straßenlaternen auf. Es war Abendbrotzeit und die Kinder mussten nach Hause gehen.

»Schade«, sagten sie. Schade, dachte auch der Schneemann. Mit



wem soll ich mich nun unterhalten? Mutterseelenallein stand er da auf dem stillen Platz; und wie er sich so umschaute und in die hellen Stuben hineinsah, wünschte er sich eine Frau.

Eine Frau so weiß wie ich, das wäre ein gutes Leben, dachte der Schneemann. Wir könnten uns etwas erzählen und lustig sein!

Aber wo sollte der Schneemann eine Frau hernehmen? Er wusste es nicht. Traurig ließ er den Kopf hängen.

Da blickte der Mond über das Dach des Schulhauses, und als habe er die Gedanken des Schneemannes erraten, rief er zu ihm hinüber: »Komm mit mir, Schneemann, und such dir eine Frau!«

Der Schneemann hob den Kopf. Mond, du hast recht, dachte er. Er zog seinen Hut fest, schwang den Spazierstock, setzte einen Fuß vor den anderen und wanderte los.

Er spazierte an dem großen Autobus vorbei, der auf dem Platz stand und wartete, dann schwenkte er links um und bog in die lange Straße ein.

Da erblickte der Schneemann das weiße Kätzchen. Es saß auf einem Fensterbrett und guckte ihn aus großen, grünen Augen verwundert an. Was für ein hübsches Schneefräulein, dachte der Schneemann. Es ist genauso weiß wie ich. Er schwenkte seinen Hut, verbeugte sich artig und sagte: »Guten Abend, liebes Schneefräulein. Ich bin der Schneemann und suche eine Frau, mit der ich mir etwas erzählen kann.«

»Miau, miau! Bin weder Schneefräulein noch Frau«, fauchte das weiße Kätzchen und sprang mit einem Satz durch das geöffnete Fenster ins Haus hinein. Nein, es hatte keine Lust, Frau Schneemann zu werden.



Schade, dachte der Schneemann und schritt weiter; immer dem Mond nach.

Vor einem Gasthaus traf er einen weißen Pudel. Was für ein schönes Schneefräulein, dachte der Schneemann. Es ist genauso weiß wie ich. Und er schwenkte seinen Hut, verbeugte sich artig und sagte: »Guten Abend, liebes Schneefräulein. Ich bin der Schneemann und suche eine Frau, mit der ich lustig sein kann.«

Aber der weiße Pudel schaute ihn nur kurz von der Seite an. »Wau, wauwau! Bin weder Schneefräulein noch Frau«, antwortete er und setzte seinen Abendspaziergang fort. Nein, der weiße Pudel hatte keine Lust, Frau Schneemann zu werden.

Schade, dachte der Schneemann, aber er ließ es sich nicht weiter verdrießen, setzte einen Fuß vor den anderen und wanderte weiter. Durch die lange Straße bis ans Ende der Stadt, über die Brücke bis an den Wald, immer dem Mond nach.

Schon verging die Nacht. Es wurde wieder Tag, der Mond lösch-

te sein Licht aus. »Auf Wiedersehen, Schneemann. Warte hier auf mich«, sprach er und verschwand hinter den Wolken.

Aber der Schneemann wollte nicht warten. Und weil die Sonne gerade aus ihrem rosenroten Bett stieg, lief er vergnügt hinter ihr her.

»Bin der Schneemann, groß und kühn,  
wandre durch die Welt dahin,  
seh' mich um und guck und schau,  
suche eine Schneemannfrau.«

So sang er laut, hopste und sprang dazu durch den hohen Wald.

Der Hase schaute ängstlich, das Reh riss die Augen auf, selbst der schlaue Fuchs staunte. Wahrhaftig! Solch ein Wanderer war ihnen noch nicht begegnet.

Der Schneemann aber war unbekümmert. Weiter, immer weiter spazierte er, je höher die Sonne am Himmel stieg, desto schneller wurden seine Schritte.

Als der Wald hinter ihm lag, lief er übers freie Feld. Der Treckerfahrer betrachtete ihn verwundert, die Amsel vergaß sogar das Singen. Sie setzte sich auf einen Erdhügel am Weg, um den wandernden Schneemann genauer zu betrachten, und die Krähenfamilie regte sich schrecklich auf, weil es einen wandernden Schneemann doch gar nicht geben dürfte. Der Schneemann zog unbeirrt immer der Sonne nach.

Auf dem blanken Wasser des Sees erspähte er schließlich einen Schwan. Was für ein schönes Schneefräulein, dachte er. Es ist genauso weiß wie ich. Also schwenkte er seinen Hut, verbeugte



Peter Abraham

# Die windigen Brauseflaschen

mit Bildern von Eberhard Binder



In der Schule sind jetzt Sommerferien.

Karline und ich, wir verbringen einen Teil unserer Ferien immer im Häuschen von Ambrosius Tankgabel, der unser richtiger Onkel ist.

Vom Bahnhof Gabun, der mitten im Ort liegt, ist es noch ein ganzes Stückchen bis zum Leuchtturm zu laufen. Schon von Weitem freuen wir uns über den schönen, roten Turm. Wenn oben aus den Turmluken Rauch aufsteigt, dann sitzt der Onkel oben und raucht seinen Knaster. Dabei putzt er das Leuchtfeuer oder liest die Zeitung »Mitteilungen für Leuchtturmwärter«.

Kein Mensch, außer Karline und mir, weiß, woher Onkel Tankgabel sein Wissen über den Wind hat. – Ambrosius Tankgabel steht mit dem Wind auf »Du«. Wenn der Wind sehr stark ist und am Strand der schwarze Sturmball aufgezo-gen wird, damit keiner mehr hinausschwimmt, dann tritt Onkel Ambrosius vor seinen Leuchtturm und droht mit dem Finger. »He, Rasmus, du alter Schlingel«, sagt er, »sei schön vernünftig.«

Rasmus – so heißt der Wind.

Karline und ich, wir lachen den Onkel aus. »Der Wind wird gerade auf dich hören«, meint Karline in ihrer frechen Art. »Warum soll der Wind nicht auf mich hören?«, brummt Onkel Ambrosius ärgerlich.

Da kommt eine Welle angesaut, donnert so an den Leuchtturm, dass wir noch ein paar Spritzer abbekommen. »Der Wind ist stärker als der stärkste Mann«, sage ich. »Aber der Wind ist dumm«, meint Onkel Ambrosius und spuckt ins Wasser. Das hätte er nicht tun sollen, denn jetzt fängt der Wind erst richtig zu heulen an. »Hast du den Wind schon einmal gesehen?«, fragt Karline, um den Onkel zu ärgern. »Da«, sagt der Onkel und deutet auf eine Welle, die angerollt kommt. Karline fasst mich plötzlich an der Hand. Sie hat Angst. Tatsächlich, die Welle hat ein Gesicht und brüllt mit aufgerissenem Mund: »He, Ambrosius!« Dann zerschellt die Welle am Fuße des Turmes.

Der Onkel lacht uns beiden zu.

»Rasmus, alter Schlingel«, ruft er, »wenn du wirklich so stark bist, dann puste uns doch weg!«

Der Sturm heult wütend auf. Wir aber bleiben stehen und fliegen nicht. Alle drei lachen wir den Sturm aus. Da taucht Rasmus wieder aus den Wellen auf und sagt eigensinnig: »Ich bin aber schneller als ihr!«





»Das ist wahr«, sage ich, obwohl es mich sehr, sehr ärgert. Aber mein Onkel Ambrosius macht »pst« und legt den Finger auf den Mund. Dann ruft er in den Sturm: »Rasmus, alter Schlingel, wir sind schneller! Ich will drei Tage keine Bratkartoffeln mehr essen, wenn's nicht stimmt.«

»Das hättest du nicht sagen sollen, Onkel Ambrosius«, sagt Karline, die so gerne Bratkartoffeln isst. »Wenn du schneller bist«, lacht der Sturm, »dann will ich mich für drei Tage in ein Mauseloch verkriechen!«

»Die armen Mäuse«, sagt Karline. Onkel Ambrosius schreit: »Die Wette gilt! Wer zuerst im Dorf alle Pflaumen vom Baum neben der Feuerwehr geschüttelt hat, ist Sieger.«

Der Sturm taucht nun als Wolke auf, die sich vor Lachen schüttelt. »Zähle bis drei«, sagt Ambrosius Tankgabel zu mir, »dann geht es los.«

Ich zähle: »Eins, zwei, und die letzte Zahl heißt drei!« Da saust der Sturm los und ruft dabei: »Ich sause, ich eile, ich rase schneller als der schnellste Hase!«

Hui, und er ist schon nicht mehr zu sehen.

Der Onkel murmelt: »Wenn er doch wenigstens gut reimen könnte! Auf ›sause‹ passt so wunderbar ›Brause‹ und auf ›eile‹ ›Keile!« – »Onkel Ambrosius«, rufen Karline und ich zusammen. »Die Wette ist verloren, wenn wir nicht losrennen!«

Ambrosius Tankgabel tippt sich an die Mütze und sagt: »Mit den Füßen ist das so-



wieso nicht zu schaffen! Da muss man schon eine Idee haben.« Er nimmt uns an der Hand und führt uns in den Leuchtturm. »Da«, sagt er und zeigt aufs Telefon. Dann wählt er. »Ist da die Feuerwehr?«, fragt er. »Ja, hier ist die Feuerwehr!«, sagt der Feuerwehrhauptmann im Dorf.

»Hier ist Ambrosius.«

»Brennt es bei dir, Ambrosius?«

»Nein«, sagt der Onkel.

»Dann habe ich keine Zeit, mit dir zu reden«, sagt der Feuerwehrhauptmann.

»Du«, sagt Ambrosius, »schüttelt doch schnell mal den Pflaumenbaum!«

»Für so einen Blödsinn haben wir keine Zeit, gleich kommt Sturm.«

»Darum geht es ja«, brüllt Onkel Ambrosius ungeduldig. »Wenn ihr den Pflaumenbaum schüttelt, dann ist es mit dem Sturm aus.«

»Hast du vielleicht Schnaps getrunken?«, fragt der Feuerwehrhauptmann. »Du redest nämlich Quatsch!«

»Ich will drei Tage keine Bratkartoffeln essen, wenn ich Quatsch rede«, jammert Ambrosius. »Au«, meint Karline, »das sind schon sechs Tage, an denen wir keine Bratkartoffeln kriegen.«

»Also gut«, sagt der Feuerwehrhauptmann, »wenn du es so wichtig nimmst.«

Ambrosius legt den Hörer auf und wir springen alle drei wie verrückt vor Freude herum. Tatsächlich, nach kurzer Zeit wird der Wind immer schwächer. Die letzte Welle leckt sanft am Turmsockel.



»So, Kinder«, sagt Onkel Ambrosius. »Jetzt machen wir uns erst einmal Bratkartoffeln.«

Drei Tage weht kein Wind und wir essen mittags und abends die guten Bratkartoffeln von Onkel Ambrosius. Der Wettermann im Fernsehen sagt, rätselhafterweise sei der Wind abhandengekommen. Wir lachen uns ins Fäustchen. Ganz in der Nähe des Leuchtturmes ist ein Hügel und darin ist ein Loch – ein Mauseloch. Onkel Ambrosius, Karline und ich, wir gehen jeden Tag dorthin, legen unsere Ohren an die Erde und lauschen, wie Rasmus, der Schlingel, darin heult.

Am vierten Tag ist er wieder da und am fünften Tag heult wieder der Sturm. Onkel Ambrosius ist müde. Er hat die ganze Nacht auf dem Turm gesessen. Jetzt legt er sich ins Bett und fängt gleich an zu schnarchen.

Die Sommergäste am Strand haben sich Pullover angezogen, denn der Wind ist sehr kalt. Die Wellen werfen Schaum, Kork, Holz und bunte Quallen an Land.

»Weißt du was«, sagt Karline, »wir gehen zum Hafen.«

Alle Sportboote und auch die ganze Fischfangflotte von Gabun sind da. Die Fischer sitzen auf den Steinen, rauchen und lesen die Zeitung. Einige hantieren auch mit den Netzen. »Wenn der Sturm nicht aufhört, dann können wir nicht rausfahren«, sagt einer.

»Und was soll ich den Leuten verkaufen?«, fragt der Verkäufer von der Fischhalle. »Gerade heute am Freitag, wo doch alle Leute Fisch essen wollen.«

»Karline«, sage ich, »langweilst du dich auch so sehr?« – »Ja«, sagt Karline. »Wir sehen mal nach, ob der Onkel schon wach ist.« Als